

Die fortgesetzte Fehleinschätzung Hitlers lag indessen nicht nur im französischen Autismus begründet, sondern war zugleich Ergebnis der NS-Psychostrategie: Sprich vom Frieden, wenn du den Krieg willst.

Die geschickte Selbstverharmlosung Hitlers ließ nach dem 30. Januar 1933 den Westen bald aus seiner Habachtstellung zurücktreten. Jeden Akt der Lösung von Versailles und Locarno schirmte Hitler mit großen Friedensoffensiven ab, die mit der Kriegsunwilligkeit des mit innenpolitischen Krisen ringenden Frankreich wohlthuend korrespondierten. Wechselseitige Besuche einflußreicher Militärs, Politiker und Journalisten schufen ein Klima der Verständigung. Hitler selbst spann eifrig mit am Schleier der Friedfertigkeit, um hinter dieser Abschirmung durch die Risikozone der Vertragsbrüche und der Ausgleichung des Rüstungsdefizits zu entkommen. Selbst »Mein Kampf« mit seiner martialisches Bedrohung Frankreichs wurde zu diesem Zweck uminterpretiert:

»Mein Buch«, so Hitler im Interview mit dem einflußreichen Grafen de Brinon, »ist eine Kampfansage, das darum erfüllt ist von heftigen Ausfällen und Verwünschungen, weil es im Gefängnis geschrieben wurde. Ich schrieb es mit der Empörung eines verfolgten Apostels. Aber zwischen dem politischen Programm dieses Buches und dem des deutschen Reichskanzlers besteht ein grundlegender Unterschied: Es sind Wandlungen eingetreten und Verpflichtungen, wie immer, wenn eine Opposition zur Regierung kommt. Soll ich mich darum berichtigen und die Stellen, die heute überholt sind, aus dem Buch ausmerzen? Der Politiker berichtigt sich nicht durch Worte, sondern durch sein Verhalten, durch Taten. Ich berichtige »Mein Kampf« gegenüber Frankreich am besten dadurch, daß ich mit allem Nachdruck für eine deutsch-französische Verständigung eintrete«.

Der Erfolg solcher Täuschungen blieb Hitler selbst nach dem Anschluß Österreichs nicht versagt. Die Springflut des Mißtrauens konnte Hitler erneut mit dem deutsch-französischen Konsultativ-Pakt vom 6. Dez. 1938 zurückdämmen, glaubte doch Paris, Hitler habe nach dem feierlichen Verzicht auf Elsaß-Lothringen keine weiteren Pläne, das Reichsgebiet zu vergrößern. Der Ausgriff nach Prag ließ erst das Maskenspiel des bösen Genius auffliegen.

Doch der Zweck der Friedenspolitik Hitlers war erreicht. Die jahrelange Propaganda der Verharmlosung hatte den Chauvinismus und einstigen Nationalhaß der Franzosen so narkotisiert, daß die deutschen Truppen beim Einmarsch in Frankreich auf einen Gegner stießen, der, psychologisch unvorbereitet, an seinem Kampfauftrag irre geworden war.

Schramms Bericht über die Umwege einer deutsch-französischen Annäherung ist zugleich das Resümee eines Lebens im Dienst der Völkerverständigung. Das Buch des einstigen Offiziers und Publizisten verdient deshalb Respekt. Es verweist aber zugleich auch darauf, daß es immer noch keine befriedigende historiographische Rekonstruktion der deutsch-französischen Beziehungen in den dreißiger Jahren aus den amtlichen Akten gibt. Erst für die Kriegs- und Nachkriegszeit liegen eingehende Untersuchungen (Eberhard Jäckel, Gilbert Ziebura, Volker Wieland) vor. Manfred Funke

Hans-Jürgen Lutzhöft, *Der Nordische Gedanke in Deutschland 1920 - 1940* (= Kieler Historische Studien, Bd. 14), Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1971, 439 S., Ln., 82 DM.

»Die vorliegende Arbeit will keine Mahnung für Gegenwart und Zukunft aussprechen, sie handelt von einer Sache, die bereits 1940 hoffnungslos und für immer besiegt war« (S. 26). »Die Sache« sei vorab in großen Zügen vorgestellt: Der »nordische Gedanke« war der Glaube an die Höchstwertigkeit des »nordischen Menschen«, wie er in den zwanziger Jahren von Hans F. K. Günther, Ludwig Ferdinand Clauß und Bernhard

Kummer im Rahmen ihrer »Rassenlehren« entwickelt wurde. Günther und seine »Weggenossen«, wie Luthhöft sie nennt, leiteten aus ihren anthropologischen Theorien zwei in erster Linie von der politischen Führung zu lösende Aufgaben ab: die »Aufnordung« der deutschen Bevölkerung und eine enge Kooperation mit den anderen als »nordisch« angesehenen Staaten. Die »Nordische Gesellschaft« in Lübeck stellte das wichtigste Forum zur Propagierung dieser Vorstellungen dar. Sie widmete sich gleichzeitig der Pflege guter Beziehungen zu den »nordischen«, insbesondere den skandinavischen Staaten, stieß allerdings bei den Umworbenen auf nur geringe Resonanz. Als mit Beginn des Krieges dieser Propaganda die politische Basis entzogen wurde, sank die Gesellschaft zur Bedeutungslosigkeit herab.

Luthhöft räumt selbst ein, »daß die Nordgesinnten keine nennenswerten politisch-praktischen Erfolge zu verzeichnen hatten« (S. 25); dennoch hält er eine detaillierte Darstellung ihrer Theorien für gerechtfertigt, erstens, weil diese den »Rassengedanken« beim deutschen Durchschnittsbürger der Zwischenkriegszeit durchgesetzt hätten, und zweitens wegen ihrer »Eigenbedeutung«. Günthers »Rassenlehre« sei es wert, mit den Ergebnissen der »wissenschaftlichen Rassenkunde« verglichen zu werden. Selbst kein Fachanthropologe, glaubt Luthhöft sich genügend in die einschlägige Literatur eingearbeitet zu haben, um diesen Vergleich, den er als Kommentar und Korrektur der Güntherschen »Rassenlehre« versteht, von einem »rein wissenschaftlich-anthropologischen Standpunkt« aus vornehmen zu können. Er stützt sich dabei hauptsächlich auf Ilse Schwidetzky und Egon von Eickstedt, dessen Schriften aus den dreißiger Jahren Luthhöft selbst zum Teil einen »leicht rassistischen Einschlag« bescheinigt (S. 428) und der Günther für sein Hauptwerk, die »Rassenkunde des deutschen Volkes«, Bildmaterial zur Verfügung gestellt hatte (Vorwort zur 6. Auflage, 1924). Da Luthhöft die Wahl gerade dieser Anthropologen zu seinen Gewährsleuten nur damit begründet, daß ihre Schriften »wissenschaftlich« seien und die Arbeiten ihrer Kontrahenten Karl Saller¹ und Hedwig Conrad-Martius² als nicht »historisch-wissenschaftlich« (S. 21) und »wissenschaftlich [...] nicht durchweg glücklich« (S. 159) ablehnt, wäre es sinnvoll gewesen, der Untersuchung den eigenen Wissenschaftsbegriff voranzustellen.

Die Tatsache, daß Luthhöft über weite Strecken seines Buches zwischen der Paraphrase rassenideologischer Schriften, Analyse, Kommentar und Kritik sprachlich kaum differenziert, erschwert auch die Ermittlung seiner eigenen Position etwa gegenüber der Günthers. Dennoch soll der Versuch gemacht werden, diese am Beispiel einiger markanter Punkte zu beleuchten. Auch wenn Luthhöft Günthers Arbeiten das Prädikat der Wissenschaftlichkeit versagt, so rühmt er doch ihre »intellektuelle und sittliche Zucht« (S. 43) und bezeichnet Günther als »den geborenen Anthropologe[n]«, da er einen unbestreitbaren »Blick für Rassenunterschiede beim Menschen« gehabt habe (S. 30). Günthers Rasseneinteilung wird von Luthhöft offensichtlich weitgehend akzeptiert, wenn er auch die Bezeichnung »ostische Rasse« für »unglücklich« hält und den Terminus »alpine Rasse« bevorzugt (S. 92). Er kritisiert dagegen, daß Günther die Unterschiede zwischen den europäischen Rassen über Gebühr herausgestellt habe, während er eher die gemeinsamen »Rassenmerkmale« betont wissen möchte, zu denen er im Anschluß an Eickstedt auch »psychische Verhaltensweisen« zählt (S. 93). Die Frage, ob Rassen auch »seelische Eigenschaften« besitzen, kann seiner Ansicht nach »nicht mit voller Sicherheit« beantwortet werden (S. 85). Während Luthhöft es Günther als Verdienst anrechnet, die beiden Erscheinungen »Rasse« und »Volk« »begrifflich sauber« auseinandergehalten zu haben (S. 87 f.), bemängelt er dessen Konzept der »Aufnordung«, da seine Realisierung »biologisch gesehen zur Auflösung des Volkskörpers« geführt hätte (S. 145), und verteidigt

1 Die Rassenlehre des Nationalsozialismus in Wissenschaft und Propaganda, Darmstadt 1961.

2 Utopien der Menschenzüchtung. Der Sozialdarwinismus und seine Folgen, München 1955.

stattdessen Maßnahmen zur »Aufartung« der Bevölkerung, auch »Rassenhygiene« genannt (S. 159).

Die Frage nach Einfluß und Auswirkungen der Güntherschen »Rassenlehre« auf die rassistische Politik der faschistischen deutschen Machthaber wird von Lutzhöft um ihre praktische und damit historisch relevante Dimension verkürzt und auf die Frage, ob »seine Rassenlehre die eigentliche nationalsozialistische« gewesen sei, verlagert und kann dann mit einigen Einschränkungen verneint werden. Zwar seien Günthers Schriften wichtigste Grundlage der »rassenpolitischen« Schulungsarbeit gewesen, doch seien sie »niemals kanonisiert worden« und somit »Privatarbeiten eines allerdings vom Regime nach Kräften geförderten Gelehrten« geblieben (S. 22). Auch inhaltlich stellt er große Differenzen zwischen Günthers »Lehre« und der von Hitler, Rosenberg und Darré formulierten »Ideologie« fest. Einig seien sie sich in der kritiklosen Vorliebe für die »nordische Rasse« gewesen (S. 22); im Gegensatz zu Günther und den anderen »Klassikern des nordischen Gedankens« habe jedoch bei den Nationalsozialisten der Antisemitismus vor dem »nordischen Gedanken« rangiert (S. 23). Zwar sei Günther auch Antisemit gewesen, ja er habe sogar »wider besseres rassebiologisches Wissen« auf die Juden zuweilen den Begriff der »Rasse« angewandt, obwohl es nur ein »rassisch stark gemischt[es]« jüdisches Volk gebe (S. 129), er habe jedoch keine »Anleitungen zum Rassenhaß« gegeben (S. 33) und habe »niemals, auch nicht andeutungsweise, die physische Vernichtung der Juden [...] gefordert« (S. 145). Allerdings sei er »vorsorglich« für die gesetzliche Anerkennung und Herauslösung der deutschen Juden als nationale Minderheit eingetreten und habe deswegen die »Nürnberger Gesetze« begrüßt. Spätestens bei dieser Gelegenheit sei jedoch deutlich geworden, daß es den Nationalsozialisten nicht um die Erfüllung des »rassenpolitischen Programms« der »Nordgesinnten«, die Förderung der »nordischen Rasse« in Deutschland, sondern lediglich um den »Schutz des deutschen Blutes«, also eine »Aufartung« der deutschen Bevölkerung gegangen sei (S. 163). Noch weniger als seine Innenpolitik habe Hitlers außenpolitisches Programm der Ostexpansion den Anschauungen der »Nordgesinnten« entsprochen. Spätestens der Einmarsch deutscher Truppen in Dänemark und Norwegen habe deutlich gemacht, daß die »nordischen Staaten« im Kalkül der deutschen Politik und Kriegführung, nicht anders als andere Staaten, lediglich als strategische Basen, Rohstofflieferanten und Expansionsobjekte figuriert hätten. Die gleichzeitig vorgenommene Umstellung der Propaganda auf die Hypostasierung des »deutschen Herrenvolkes« habe eine endgültige Absage der nationalsozialistischen Staatsführung an die Günthersche »Rassenlehre« bedeutet.

Die Arbeit wurde mit dem Preis der philosophischen Fakultät Kiel 1970/71 ausgezeichnet.
Jutta Sywottek

Thomas Keller / Hubert Raupach, Informationslücke des Parlaments? Wissenschaftliche Hilfseinrichtungen für die Abgeordneten des Deutschen Bundestages und der Länderparlamente (= Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bd. 76), Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1970, 182 S., brosch., 19,80 DM.

Das Thema des Buches ist die wissenschaftliche Politikberatung der Abgeordneten in der Bundesrepublik. Es handelt sich hier um einen Bereich, der erst wenig untersucht worden ist, obwohl er von erheblicher Bedeutung für die Vorbereitung politischer Entscheidungen in unserem Lande ist.

Das Buch von Keller und Raupach versucht nunmehr einen ersten Einblick in die Problematik der Politikberatung zu geben, ohne allerdings eine klare Konzeption für die zukünftige Lösung dieser Aufgabe zu entwickeln. Die Lektüre dieses Buches dürfte be-